

Für die kleine Welt : Gratisbeilage der Schweizer Frauen-Zeitung

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **23 (1901)**

Heft 3

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ep. d. 97

Für die Kleine Welt

Gratisbeilage der Schweizer Frauen-Zeitung.

Erscheint am dritten Sonntag jeden Monats.

St. Gallen

Nr. 1.

Januar 1901

Du neues Jahrhundert, Profit, Profit!



Du neues Jahrhundert, Profit, Profit!
Wir jauchzen dir fröhlich entgegen.
Vergiß unser Keines, nimm alle uns mit,
Gieb redlicher Arbeit den Segen.
Entfalte die Kräfte, laß keimen die Saat,
Dir weihen wir Herzen und Hände;
Wir hören dein Läuten, es ruft uns zur That,
Daß faules und falsches sich wende.
Drum neues Jahrhundert, Profit, Profit!
Wie ist das ein eifriges Regen —
Wir schaffen und streben mit dir im Schritt
Der sonnigen Zukunft entgegen.



Der Goldgräber.

Einmal besuchte ich in einer kleinen Stadt ein Gasthaus, das mitten in einem schönen Garten lag. Eine Weile ging ich in diesem umher und erfreute mich an der Baum- und Blütenpracht. Doch es wurde Abend und ich hatte noch nicht gegessen. So begab ich mich denn ins Gastzimmer und nahm an einem der großen runden Tische Platz. Als bald kam der Wirt, ein großer Mann mit langem, braunem Bart und dunklen Augen. Ich bestellte mir etwas zu essen und zu trinken.

Eine Stunde später hatte ich mit dem Wirt nähere Bekanntschaft gemacht, indem wir uns allerlei über das Wetter und über andere Menschen erzählt hatten. Da sagte er plötzlich: „Ich will Ihnen mal etwas zeigen“, stand auf ging hinaus und kam bald mit einer Schachtel wieder. Er öffnete sie und ich erblickte einen kleinen Stein, der wie Gold schimmerte. Erstaunt sah ich den Wirt an. Und nun setzte er sich wieder neben mich und fing an, mir von seinem Leben zu erzählen. Es war wirklich Gold, was er da in der Schachtel hatte. Es stammte aus der Zeit, da er Goldgräber in Amerika gewesen war — vor etwa 30 Jahren.

„Mehr haben Sie nicht gefunden?“ fragte ich. „Das schon,“ antwortete er. „Hören Sie mir zu, dann werden Sie erfahren, wo es geblieben ist. Wir waren ein paar Hundert Goldgräber, die aus aller Welt in Kalifornien zusammengeströmt waren, nachdem sich die Nachricht verbreitet hatte, daß dort Gold gefunden worden sei. Der Mann, dem das Land gehörte, verpachtete kleine Stückchen davon. Die Pächter zahlten ihm jede Woche eine bestimmte Summe, dafür konnten sie das, was sie fanden, behalten. Ich ging mit zwanzig Jahren aus Deutschland fort und dachte, ich könne meine paar Groschen nicht besser verwenden, als indem ich Goldgräber würde. So fing ich denn eines schönen Morgens drüben an zu graben. Rechts von mir arbeitete ein Irländer, links ein Italiener. Hinter mir lag mein Hund Robby, ein großes, treues Tier, das ich mir mitgebracht hatte; denn so recht geheuer war es in dieser Gesellschaft von Goldgräbern nicht. Es waren viele gefährliche Menschen darunter, vor denen man sich hüten mußte. Eine Stadt oder ein Dorf, wo man sich im Hause hätte einschließen können, gab's in der Nähe nicht. Jeder von uns hatte sich nur eine Hütte aus Holz und Moos gezimmert. Ein paar wollene Decken bildeten Nachts meine Lagerstatt, und zu meinen Füßen schlief Robby. Neben mir an der Wand meiner Hütte hingen ein Säbel und eine Pistole. In den ersten Wochen waren die Goldgräber alle sehr freundlich gegen mich, denn ich hatte noch kein Gold gefunden, das ihre Habgierde ge-

reizt hätte. Als ich jedoch mehrmals Steine fand, in denen Gold war, wurden die Anderen neidisch und betrachteten mich mit scheelen Augen. Es war indessen nicht viel, was ich fand, ich verkaufte es gleich an den Besitzer des Landes, denn mein Geld war zu Ende und ich hatte nichts mehr, um mir Essen und Trinken zu kaufen. Das Geld, das ich für die kleinen Goldstückchen erhielt, war immer sehr schnell wieder für Lebensmittel und Miete eines Stückchens Land verbraucht. Endlich machte ich einen großen Fund. Ich grub mehrere Steine aus, in denen so viel Gold war, daß ich viele Tausende dafür hätte bekommen müssen. Der Besitzer des Landes aber wollte mir nur wenig dafür geben. So hob ich die Steine in meiner Hütte auf. Wenn ich noch mehr gefunden, wollte ich wieder nach Deutschland reisen und dort alles verkaufen. Aber ich fand nichts mehr. Und dann mußte ich auch befürchten, daß andere Goldgräber mir meinen Reichtum stehlen würden. Oftmals sah ich welche um meine Hütte schleichen, und Robby bellte manchmal des Nachts plötzlich auf, als wenn jemand in der Nähe wäre. So beschloß ich also abzureisen. In der Nacht, die dort meine letzte sein sollte, hatte ich eigentümliche Träume. Mir war so, als ob Robby bellte, und dann war mir's, als ob er winselte, doch bald schlief ich wieder fest. Als ich des Morgens aufwachte, lag Robby nicht zu meinen Füßen. Ich blickte mich in der Hütte um. Meine Goldsteine waren fort. Ueberall suchte ich, aber ich fand sie nicht. Und als ich vor die Hütte trat, lag Robby dort tot; die Diebe hatten ihn vergiftet. Zudem ich noch so bei meinem Robby an dem Boden kniete, kamen der Irländer und der Italiener, die zu ihrer Arbeit gingen, vorüber. Sie sahen mich so eigentümlich spöttisch an. Aha! dachte ich, die sind's gewesen! Sofort hatte ich meinen Plan gemacht. Ich wartete denn Abend ab, dann ging ich in die Schenke und ließ mir Branntwein geben. Als der Irländer und der Italiener kamen, lud ich sie ein, auch etwas zu trinken. Ich sagte, ich wollte Abschied feiern und tat so, als hätte ich von dem Diebstahl nichts gemerkt. Immer von neuem ließ ich ihre Gläser füllen, so daß sie schließlich von der Müdigkeit überwältigt wurden. Ich hoffte schon, sie würden in der Schenke bleiben, dann hätte ich mich in ihre Hütte geschlichen und mir mein Eigentum wieder geholt. Doch plötzlich flüsterte der Italiener dem Irländer etwas ins Ohr und sah mich dabei an. Wahrscheinlich sagte er ihm, sie wollten nach ihrer Hütte gehen, denn gleich darauf verließen sie die Schenke. Ich schlich mich hinter ihnen her, blieb aber immer so weit von ihnen entfernt, daß sie mich nicht bemerkten. Vor Müdigkeit und Trunkenheit schwankten sie hin und her. Endlich aber hatten sie doch ihre Hütte erreicht und gingen hinein. Ich wartete nicht weit davon hinter einem Gebüsch. Als etwa eine halbe Stunde vergangen war, schlich ich näher. Kurz vor der Hütte

ging der Hund, den die beiden hatten, ein großer, weißer Schäferhund, an zu bellen. Ich machte es, wie sie es mit meinem Robby gemacht hatten und warf ihm ein vergiftetes Stück Fleisch zu. Gierig biß er hinein, doch kaum hatte er das Fleisch verzehrt, als er umfiel und tot war. Nun ging ich leise in die Hütte und leuchtete mit einer kleinen Laterne, die ich bis dahin unter meinem Rock getragen hatte, umher. Der Irländer und der Italiener lagen auf der Erde und schnarchten laut. Ich untersuchte die ganze Hütte und fand nichts. Schließlich besah ich mir das Lager der beiden Schläfer. Unter dem Kopfe des Irländers lag ein großes Bündel. Vorsichtig zog ich es hervor und öffnete es — es waren meine Goldsteine. In demselben Augenblicke bewegte sich der Irländer und stöhnte. Schnell pustete ich die Laterne aus und verhielt mich ganz ruhig. Der Irländer grunzte ein paarmal und sprach im Halbschlaf ein paar Worte, die ich nicht verstehen konnte. Doch nicht lange dauerte es, da machte er's wieder wie sein Kollege, der Italiener, beide schnarchten um die Wette. Nun tastete ich mich leise hinaus und eilte zu meiner Hütte. Am Vormittag hatte ich mir ein Pferd gekauft und es in meiner Hütte festgebunden. Das bestieg ich jetzt und jagte davon. Zwei Tage und zwei Nächte war ich unterwegs, bis ich eine Eisenbahnstation erreichte. Auf der Eisenbahn fuhr ich dann bis zur Hafenstadt Amerikas, New-York, und von da aus mit dem Schiff nach Deutschland. Die Nacht aber, in der ich dem Irländer mein Gold unter dem Kopf fortgenommen habe, werde ich nie vergessen."

"Und was ist aus Ihrem Golde geworden?" fragte ich. "Sie haben es gewiß in Deutschland verkauft und sind dadurch ein reicher Mann geworden?"

Der Wirt schüttelte mit dem Kopf. "Nein," sagte er dann. "Als ich auf dem Schiffe war, kam ein großer Sturm, das Schiff wurde leck und ging unter. Auf Booten mußten wir uns retten, und keiner durfte etwas mit ins Boot nehmen, als den Anzug, den er auf dem Leibe hatte, sonst wären die Boote zu schwer geworden und wir wären alle untergegangen. Dies Steinchen hier in der Schachtel nahm ich zum Andenken mit und steckte es in meine Westentasche. Das ist alles, was ich von meinem Reichtum übrig behielt. Das andere Gold ruht auf dem Meeresgrunde."

"Wie schade!" rief ich aus.

"Sagen Sie das nicht!" meinte der Wirt. "Hätte ich das viele Gold gehabt, so würde ich ein träges Leben geführt haben und wahrscheinlich ein unzufriedener und kranker Mann geworden sein. Da ich nun nichts hatte, mußte ich arbeiten und mir mein Brot verdienen. Ich wurde ein fleißiger Mensch und brachte es so weit, daß ich diesen

Gasthof kaufen konnte. Und ich bereue nicht, daß ich mein Gold verloren habe. Wenn ich aber dies Steinchen wieder ansehe, muß ich immer an die vergangene Zeit denken. Was wohl der Irländer und der Italiener jetzt machen? Ob sie noch am Leben sind? Und alle die vielen hundert Goldgräber, die dort zusammengekommen waren, um schnell reich zu werden, — ob sie wohl reich und zufrieden geworden sind? Ich glaube es kaum. Wer tüchtig etwas lernt in der Welt, der hat mehr als Gold, denn er wird immer vorwärts kommen.“

„Wo aber haben Sie das Pferd gelassen, mit dem Sie nach der Eisenbahnstation geritten waren?“ fragte ich.

„Das schenkte ich auf der Station einem Landmann, dem gerade ein Pferd gestorben war. Ich bat ihn, das Tier gut zu behandeln, da es mich so wacker getragen und mich aus der Gefahr gerettet hatte. Und das wird er hoffentlich getan haben.“

Mein Schulweg.

Stein, Ende März 1900.

Liebe Tante!

Da Sie immer sehr viel Arbeit haben und fast keine Zeit finden, einen Spaziergang zu machen, so muß ich Ihnen doch einmal meinen Schulweg beschreiben, denn auf einem so weiten Weg gibt es allerlei zu sehen und zu beobachten. Bis nach Hundwil kann ich zwei Wege einschlagen, entweder der Straße nach, den ich hauptsächlich im Winter nehme, oder einen ganz abseits von der Straße, der besonders dann sehr angenehm ist, wenn es recht heiß ist. Wenn ich nicht der Straße nach gehe, so komme ich zunächst an unserm Bienenhäuschen vorbei, wo bei schönem Wetter die Bienen schon emsig ausfliegen. Dann muß ich über eine kleine Brücke, die über ein Bächlein führt, das von unserm Feuerweiher herkommt. Nun geht es weiter durch Wiesen, die im Frühling aufs schönste grünen, der Weg führt dann über die Straße in ein Tobel hinunter, das vom sog. Sonderbach durchflossen wird, der dann im Nachtentobel die Arnäsch erreicht. Schon hier ist es im Frühling ziemlich schön, wenn alles neu treibt, denn zu beiden Seiten des Weges hat es Sträucher. Bei regnerischem Wetter aber ist es dann über dieses Tobel nicht gar schön, denn da kann man sich besonders im Schmutzwaten üben. Von der Brücke weg muß ich dann streng aufwärts und zwar fast immer auf einer Treppe. Wenn ich aus diesem Tobel heraufkomme, so bin ich im Dorf Hundwil und von da an gehts etwa fünf Minuten weit auf ebener Straße fast „holzpsiffegrad“ fort und ich komme zu einer Käserei und neben derselben befindet sich der Friedhof von Hundwil, und da beginnt das

Urnäsch Tobel, das ich immer lieber schon im Rücken, als vor mir hätte, denn eine halbe Stunde darf ich nicht scheuen, um dasselbe zu hinterlegen. Aber wenn man nicht auf die Zeit schaut, so ist es über dieses Tobel sehr schön, sowohl im Winter wie auch im Frühling. Zuerst passiert der Weg noch etwa fünf Minuten weit durch Wiesen oder wenigstens Weiden, dann aber führt's ins eigentliche Tobel hinunter. Zu beiden Seiten der Straße sind mächtige Erlen- und Schwarzdornstauden, die im Winter vom Schnee ganz über die Straße gebeugt werden und es ist dann sehr heimelig, unter diesen mit Schnee bedeckten Nesten durchzugehen, und man muß noch etwas acht geben, um von diesem kalten Flaum nicht überschüttet zu werden. Dann öffnet sich die Straße wieder. Auf der Südseite derselben ist ein sumpfiges Moos, das aber plötzlich ziemlich steil ansteigt. Auf der Nordseite sind ziemlich große Tannen, an deren Fuße die fleißigen Ameisen sich eine Wohnung errichtet haben und denen ich oft Schmetterlinge, Mücken und dergl. hingeworfen habe, um ihnen gerne zuzuschauen, wie sie ihre Beute in ihre Vorratskammer tragen. Weiter abwärts erhebt sich auf der Südseite oder auf der obern Seite der Straße ein Dammbau, auf welchem auch hohe Sträucher stehen. Auf der untern Seite der Straße aber ist ein Abgrund und daher befindet sich zum Schutz am Straßenrand ein eiserner Zaun. Einige Schritte weiter unten erhebt sich auf der gleichen Seite der Straße ein kleiner Sandhügel, auf dem sich einige armselige, verkrüppelte Sträucher befinden. Diesen Sandhügel besteigen wir oft als Sämtis und jauchzen dann, wenn wir oben angekommen sind. Drunten aber sind wir dann bald, denn mit einem Satz sind wir auf der Straße und demnach ist der Sämtis nicht gar so hoch. Wieder ein Stück weiter unten schützt eine feste Mauer vor einem steilen Abgrund, in welchem ein kleines Bächlein fließt, das unter der Straße durch dann die Urnäsch erreicht. Von dieser Mauer aus sieht man auch herrlich schön auf den Eingangstunnel des großen und interessanten Rubelwerks hinab. Auf der obern Seite der Straße ist der Dammbau immer höher geworden und es befindet sich auf ihm ein Wald, während es gegen die Straße hinunter dürres Gras und kleine Sträucher hat, und so ist es bis zum Bächlein, das unter der Straße durchfließt. Von diesem Bächlein an ist auf der obern Seite der Straße ein hoher, schieferiger Felsen, der immer abbröckelt und auf diese Weise den Straßengraben ausfüllt, um den Straßenarbeitern Arbeit zu machen. Diesem Felsen macht ein gleichartiges Bächlein, wie das erste, plötzlich ein Ende. Auch dieses Bächlein fließt unter der Straße durch und erreicht auch in einem steilen Abgrund die Urnäsch. Da befindet sich ebenfalls eine feste Mauer. Ueber der Straße ist von da an der Felsen circa 50 Meter und noch höher geworden und zwar ist er sehr steil

und ganz kahl. Unter der Straße ist es ebenfalls sehr steil, so daß man von der Straße aus auf das Schönste auf die Arnäsch hinunter-
sieht. Auf der andern Seite des Baches ist eine sehr steile Wand, die vom Bache aus gemessen etwa 150—200 Meter hoch ist. Die Straße führt nun durch die hölzerne, gedeckte Brücke über die Arnäsch in die Gemeinde Waldstatt. Nicht weit von der Brücke entfernt stürzt sich ein Bächlein über einen 10 Meter hohen Felsen hinab und dieser Wasserfall ist besonders schön im Winter, wenn alles gefroren ist, so daß man dann vom Wasserfall nichts mehr hört, weil alles mit Eis bedeckt ist. Auf der gleichen Seite der Straße, auf der sich der Wasserfall befindet, erhebt sich nun eine mächtige Felswand, an welcher im Winter große, mächtige Eiszapfen hängen; die dann sehr schön schimmern, wenn die Sonne sie bescheint. Auf der andern Seite der Straße aber ist eine Mauer, denn von der Straße weg geht es sehr steil abwärts, gerade auf die Arnäsch hinunter. Auf diese Weise wird die Straße ziemlich weit hinauf begrenzt, dann aber wird die Felswand wieder niedriger und wird allmählich von Gras und Sträuchern bewachsen. Unter der Straße aber erheben sich über die Mauer hinaus Sträucher, wo wir im Frühling die meisten „Kätzchen“ wegnehmen, die wir Dir jeweilen schicken. So geht es immer aufwärts, bis endlich wieder Wiesen die Straße einfassen und so erreiche ich endlich das Dorf Waldstatt. Viel schöner als im Winter ist dieser Weg im Frühling, wenn alles neue Blätter und Blüten treibt, wenn der Kukuk ruft und viele andere Vögel ihren Gesang erschallen lassen. Besonders schön sind dann die Wälder, wo Tannen und Laubholzbäume untereinander vermischt sind, wenn nämlich diese letztern in das Sattgrün der Tannen ihre hellgrünen Blätter treiben. So können Sie sich ungefähr vorstellen, wie mein Schulweg aussieht.

Briefkasten der Redaktion.

Vor allem aus komme ich Euch, ihr lieben jungen Freunde, recht herzlich zu danken für die vielen lieben Ueberraschungen und Wünsche, die Ihr mir bei Anlaß des Jahreswechsels so überaus freundlich zugestellt habt. Alle Euere guten Wünsche erwidere ich aufs beste, für Euch und für Euere lieben Eltern. Gar gerne höre ich, daß Euere kleine Zeitung Euch je länger je mehr Freude macht und daß Ihr derselben je länger je mehr Interesse entgegenbringt. Ihr dürft wissen, daß auch mir diese direkte Verbindung mit Euch zum Herzensbedürfnis geworden ist. Alles was Euch interessiert, freut oder bekümmert, was Ihr anstrebt, fürchtet oder hofft, erweckt meine lebendige Teilnahme. Ich fühle mich jung mit Euch und hoffe im lieben

Verkehr mit Euch es stets zu bleiben. Auf fortgesetzte lebendige Freundschaft denn auch im neuen — in Euerem Jahrhundert und auf fröhliches Zusammenwirken.

Mit herzlichem Gruß

Euere Euch liebende Tante.

4-silbiges Rätsel.

Meine beiden Ersten sind im Jahr das Zweite,
Duft und Pracht gibt ihnen das Geleite.

Meine beiden Letzten passen wohl zusammen,
Zwillingsbrüder, die dem gleichen Sproß entstammen,
Und zwei Meister wieder, die sich wunderbar ergänzen,
Siehst vereint Du im Ganzen glänzen.

Sissi Marcusen.

Auflösung der Rätsel in Nr. 12.

Buchstaben-Rätsel.

I.

1. Bubenberg, 2. Urne, 3. Bergen, 4. Ebbe, 5. Neger, 6. Buren, 7. Egge,
8. Ruben, 9. Gerber.

II.

1. Tientjin, 2. Sein, 3. Essen, 4. Nett, 5. Eisen, 6. Miete, 7. Nie, 8. Seite, 9. See.

Wort-Rätsel.

Emfig, Irrig, Leicht, Ectig, Müßig, Interessant, Traurig, Weich, Einfach,
Locker, Eilig. Es ergibt sich das Sprichwort: Eile mit Weile.

Somonym: Feder.

Logogriph: Mein, Nie.

Als Preisgewinner sind zu nennen: Nelly Diem, St. Gallen, Anny Kuster, Oberuzwil, Rosa Rothacher, Köniz, Martha Zuppinger, Rütli, Marguerita Vuillieu, Basel, Hermann Rohrer, Münchenbuchsee, Gaston Müllegg, Murten, Frida Meier, Herisau, Jost und Arthur Küng, Stein, M. Miller, Solothurn, Klara Gut, Rapperswil, das Töchterlein des Rätsel-onkels (in Stellvertretung), Ida Zwicki, Gofau.

Zwei von den hier Genannten erhalten als Ersatz, weil ein nicht dem Buchstaben nach gelöstes Rätsel sie nicht zum vollen Preis berechtigt, einen Aufmunterungspreis. Es ist immer gut, die Auflösungen nicht bis zur letzten Stunde zu versparen, weil in der Eile gar oft eine kleine Unrichtigkeit unterlaufen kann, die aber, weil sie schwarz auf weiß festgenagelt wurde, für die Preisbewerbung ausschlaggebend ist.

Hoffentlich gelingt es, bezüglich der Preise, manchen stillen Wunsch zu erraten. Ihr werdet mich später darüber berichten, nicht wahr? Die Beantwortung Euerer lieben Briefe muß ich mir bis zur nächsten Nummer aufsparen. Die Hauptsache war ja fürs Erste doch der Entscheid, wer zu den glücklichen Preisgewinnern gehöre. Inzwischen genießet mit der nötigen Vorsicht die jetzt Euch gebotenen Winterfreuden und seid bestens begrüßt.